

Nach dem porrjamos

Als eine von fünf Töchtern, die unsere Mutter Johanna und unser Vater Herrmann in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bekamen, erlebte ich, 1956 geboren, die damalige Zeit und die Armut in der wir lebten, nicht wirklich mit. Als Kind kannte ich nichts anderes als das Barackenleben, nahm den Mangel an Dingen, die für andere Kinder selbstverständlich waren, nicht wahr.

Damals lebten wir im Stadtteil Beiertheim in Karlsruhe. Unsere Straße hieß Neubruchweg. Es müssen etwa zehn Baracken gewesen sein, die unterhalb der verlängerten Breitestraße errichtet waren. Ich glaube, wir müssen damals wohl die ärmsten Bürger unserer Stadt gewesen sein, warum mussten wir sonst wohl in solchen Behausungen leben? Allein in unserer Baracke lebten vier Familien. Zweieinhalb Zimmer und eine Küche hatten wir. Die Zimmer waren sehr klein. Alle anderen armen Familien lebten in ähnlich großen Wohnungen. Die Baracken waren Unterkünfte für sowjetische Zwangsarbeiter des Zweiten Weltkriegs gewesen. Die nunmehr leerstehenden Notunterkünfte wurden paradoxerweise von der Stadt Karlsruhe den zurückgekehrten Sinti und Roma, welche die Verschleppung in die Konzentrationslager überlebt hatten, zugeteilt. [...]

Der größte Angst- und Altraum aber war die Verfolgung meiner Familie in der Nazizeit. Während meiner Kindheit in der Baracke bekam ich davon wenig mit. Emotionen wurden unterdrückt, wenn mein Vater aus „seiner Zeit von damals“ berichtete. Bei meinen Schwestern und mir baute sich dann sofort eine unsichtbare Wand des Nicht-Weinen-Dürfens auf, eine Wand, die verhindern sollte, dass wir in Emotionen ausbrachen und dem Erzählen ein vielleicht immerwährendes Ende machen würden. Während wir seine ebenso traurigen wie furchtbaren Geschichten hörten, versuchten wir, für unseren Vater stark zu sein. Schließlich war er es doch, der mit all seinen Verwandten das Gehörte durchmachen musste. Also war es das oberste Gebot, mit aller Macht die Tränen zu unterdrücken und weiter stumm zuzuhören.

Als Kinder bekamen wir von der Verfolgung nur unterschwellig etwas mit. Unsere Eltern wollten uns Kindern eigentlich bewusst nie vom „Lager“ erzählen. Dennoch hörten wir mehr, als ihnen lieb war. Denn bei besonderen Gelegenheiten, wenn sich bei Festen oder Beerdigungen die Verwandten trafen, wurde doch immer wieder auch über die Zeit der Verfolgung und der Lagerschaft erzählt. Stumm und andächtig, aber vermeintlich nicht anwesend demonstrierten wir Kinder stilles Spielen oder taten einfach so, als ob wir mit etwas anderem beschäftigt wären. Aber in Wirklichkeit hörte ich den Erwachsenen zu. Niemals

habe ich jedoch eine Frage gestellt, auch wenn mich das ein oder andere Gehörte noch so sehr gequält hatte. Es waren schließlich Geschichten, die für Kinderohren niemals hörbar sein sollten. [...]

Gaskammer- das hörte ich damals meine Tante sagen. Ein fürchterliches Wort. Eine Verwandte, die zu Besuch war, hörte aufmerksam zu. Ich auch. Ab und an nickte die Verwandte mit dem Kopf, als wollte sie sagen, wie unfassbar das alles war. Die Kinder aber, von denen Tante Henriette sprach, waren ja meine kleinen, nie erlebten, nie gekannten Cousinen. (S.25-27) [...]

Mein Vater war jetzt 23 Jahre alt. Außer seiner Familie war niemand da, der sich seiner angenommen hätte, das zu verarbeiten, was ihn acht Jahre seiner Jugend gekostet hatte. Auch den anderen Überlebenden der Konzentrationslager kam niemand zur Hilfe. Ihre Gemütsverfassung nach all dem Leid interessierte kein Amt. Keine Institution sah sich für die Überlebenden zuständig.

Meine Verwandten standen allesamt vor dem Nichts. Und nichts sollten sie auch zurückbekommen. Die Wertsachen, wie zum Beispiel Musikinstrumente, die vielen Geigen, Bratschen oder auch Celli, das Werkstattinventar oder auch der Schmuck, der vor der Deportation von den zuständigen Ämtern konfisziert und zu „Reichseigenem Eigentum“ des NS-Staates erklärt worden war, wurden einfach weiter einbehalten. Mein Vater traute den Ämtern in dieser Zeit sowieso nicht mehr. Daher unterließ er es auch, eine Entschädigung einzufordern. Er wollte nur seine Ruhe haben, so erzählte er mir. Er war auch zu stolz, eine finanzielle Hilfe bei der Kommune zu beantragen. Da saßen doch immer noch die gleichen Herren, die ihn und seine Familie als „Zigeuner“ drangsaliert und fortgetrieben hatten. Also arbeitete er fortan mit seinem Vater in der von ihm aufgebauten winzig kleinen Geigenbauwerkstatt mit.

Lange verwehrte die Handwerkskammer nach dem Krieg unserem Großvater wieder den Zugang in die Zunft. Vor der Deportation war er aus der „Reichshandwerkskammer“ in Karlsruhe ausgeschlossen worden. Bei der Beantragung der Wiederaufnahme meinten die in den 1950er Jahren immer noch zuständigen Beamten, dass der Ausschluss durch die Nazis weiterhin Geltung habe. Erst Jahre später erhielt Großvater sein Recht und der Ausschluss wurde revidiert, als Unrecht anerkannt. (S. 72)

Aus: Anita Awosusi: Vater unser. Eine Sintifamilie erzählt, Heidelberg 2016